

In Beziehung leben

Anmerkungen zu Mechthild von Magdeburg

Michael Egerding, Reutlingen*

Gott lieben als Problem

In unserer von Einsamkeit und Isolation geprägten Welt hat sich die Frage nach unserer Beziehung zu Gott radikal verschärft; denn wie soll es uns möglich sein, in einem bestimmten Verhältnis zu Gott zu leben, wenn uns schon die Beziehungen im mitmenschlichen Bereich Kummer, Sorgen, Aggressionen und viel Leid bereiten? Die Gestaltung einer Beziehung zu Gott scheint überdies viel schwieriger zu sein als das zwischenmenschliche Leben. Entspricht nicht unserer Beziehungsarmut Gott gegenüber die Armut Gottes, der sich nicht so erfahrbar macht, wie Menschen es können: als Gestalt mit Gesicht, Händen und Füßen, sichtbar, hörbar, fühlbar? Und haben wir bei aller Not, unsere tagtägliche Reizüberflutung in geordnete Bahnen der Beziehung zu lenken, überhaupt noch ein Gespür für die Wirklichkeit Gottes behalten? Ist es angesichts dieser Schwierigkeit, Gott zu erkennen, nicht verständlich, daß man sich lieber an sich selbst und seiner vertrauten Alltagswelt orientiert?

Mechthild von Magdeburg hat diese Situation zum Ausgangspunkt eines Dialogs zwischen der Seele, der Personmitte des Menschen, und der Liebe gemacht, die versucht, die Seele auf Gott hin auszurichten. Antithetisch stehen sich zunächst die Seele und die als Person vorgestellte Liebe gegenüber. Die Seele lebt nach ihrem eigenen Willen (II,23)¹, sorgt sich nur um ihre körperliche Existenz und bezieht sich ausschließlich auf die kreatürliche, vom endlichen Leib bestimmte Welt. Demgegenüber fordert die Minne von der Seele, Gott zu lieben. Für eine Änderung ihrer Einstellung nennt die Seele zwei Hindernisse:

1. Sie kann nur den lieben, den sie erkennt; 2. Würde sie, wo Gott wäre, würde sie sich bekehren. Damit ist die Frage nach dem Ort Gottes gestellt, dessen Kenntnis für die Seele ein anderes Verhältnis zu Gott be-

* Der Aufsatz geht auf einen Vortrag des Verf. im Edith-Stein-Karmel Tübingen und in der Kommunität Venio OSB, München, zurück. Die Vortragsform wurde beibehalten.

¹ Die Stellenangaben im Text beziehen sich auf folgende Ausgabe: G. Morel, *Offenbarungen der Schwester Mechthild von Magdeburg oder Das fließende Licht der Gottheit*. Darmstadt ²1963.

deutet (vgl. II, 23). Schließlich kommt es im Verlauf des Gesprächs zu einer Änderung der anfangs von der Seele vertretenen Position: Die Gotteserkenntnis bewirkt keine andere Beziehung zu Gott, sondern kommt umgekehrt als solche allein durch eine veränderte, ein neues Sehen eröffnende Einstellung des Menschen zu Gott und Welt zustande. Diese Einstellung zur Wirklichkeit ist ablesbar an dem, was den Menschen beschäftigt: Entweder befaßt er sich im Bereich der sinnlichen Erfahrung ausschließlich mit irdischen Dingen, oder er bezieht sich auf die Wirklichkeit, die die auf Raum und Zeit gerichteten Sinne nicht mehr erfassen können. Ziel dabei ist, daß der Mensch von allen Dingen läßt und ausschließlich Gott liebt. Doch darin, daß wir Menschen zunehmend unsere Liebesfähigkeit verlieren, scheint gerade das Problem zu bestehen. Wie es zwar richtig ist, daß Liebe an die Wahrnehmung des Geliebten gebunden ist, und es auch zweitens stimmt, daß Sehen wiederum durch eine bestimmte Einstellung, ein bestimmtes Verhältnis zur begegnenden Wirklichkeit beeinflusst wird, ist damit aber überhaupt noch nicht geklärt, wie aus diesem Sehen Liebe wird und ob die Liebe zu Gott an dessen dauernde Wahrnehmung gebunden ist. Letztlich geht es also in bezug auf jede Beziehung, insbesondere aber in bezug auf die Beziehung Gott – Mensch, um die Frage, wie sich Liebe und Erfahrung zueinander verhalten. Mechthilds Antwort lautet:

Liebe ohne Erkenntnis
ist für die weise Seele
eine Finsternis.
Erkenntnis ohne Genuß
ist für sie eine Höllepein.
Genuß ohne Tod kann sie
nie genug beklagen. (I, 21)

Dies heißt: Man muß schon wissen und kennen, wen man liebt. Sonst vollzieht sich diese Liebe ohne Ziel, orientierungslos in Finsternis und Unwissenheit. Umgekehrt kann das Wissen um den Geliebten die Liebesbeziehung nicht ausfüllen, da das fehlt, was Mechthild mit der Freude und Vergnügen bereitenden Aufnahme von Speisen vergleicht: der intensiv genießende Umgang mit dem Geliebten, der letztlich zur völligen Aufgabe, ja sogar zum Tod des Ich führen muß. Die Erfahrungen, die der Mensch dabei macht, umschreibt Mechthild in immer neuen Bildern:

Wir haben das Raunen wohl vernommen,
der Fürst will zu Euch kommen
in dem Tau und in dem schönen Vogelsang.
Eia Frau, so säumt nicht lang. (I, 44)

In ähnlicher Weise gibt Mechthild auch Einblick in die Annäherung von Gott und Seele, indem sie zunächst die Seele in einen Dialog mit Gott eintreten läßt, der im Augenblick der Vereinigung verstummt. Anstelle der Seele übernimmt Mechthild selbst in Distanz zum Geschehen die Sprecherrolle, wobei sie die Einigungserfahrung von Seele und Gott nicht ihrer Intimität beraubt und deren *selige Stille* (I,45) beachtet. Mechthilds Ausführungen kommentieren lediglich ganz allgemein die Dauer der Einigung:

Herr, nun bin ich eine nackte Seele,
und du in dir selber ein wohlgezierter Gott.
Die Gemeinschaft von uns zweien
ist das ewige Leben ohne Tod.
So geschieht da eine selige Stille
nach dem Willen von ihnen beiden.
Er gibt sich ihr und sie gibt sich ihm.
Was ihr nun geschieht, das weiß sie
und das tröstet mich.
Nur mag dies nicht lange bestehen.
Wo zwei Geliebte heimlich zusammenkommen,
müssen sie oft ungeschieden voneinander gehen.
Lieber Gottesfreund, diesen Weg der Minne habe
ich dir beschrieben; Gott müßte ihn an dein
Herz geben. Amen. (I,44)

Auffällig und für manche sicherlich anstößig ist, daß Mechthild – wie die Beispiele zeigen – die Gotteserfahrung mit Hilfe erotischer Sprache aufweist. Sie geht dabei davon aus, daß die Begegnung von Gott und Seele Ähnlichkeiten zu menschlichen Erfahrungen der Liebe zeigt. Auch wenn sich die Liebe des Menschen zu Gott von der irdischen, leibgebundenen sinnlichen Liebe unterscheidet, haben beide Arten der Liebe doch an der gleichen Erfahrung teil: Die intensive Begegnung zwischen den beiden Partnern ist ausschließlich, verändert den Standort des Menschen in all seinen Bezügen, hilft, die Wirklichkeit zu entdecken und vernehmend zu erfahren derart, daß nichts anderes daneben, darüber oder darunter Platz hat. Andererseits macht Mechthild deutlich, indem sie nicht müde wird, immer neue Bilder von dieser Liebesbeziehung zu entwerfen, wie wenig eine völlige Gleichheit zwischen beiden Erfahrungen angenommen werden kann. Weiterhin beabsichtigt Mechthild mit dieser Bilderfülle, auf die erfüllende, Freude bringende Schönheit der Gottesbeziehung aufmerksam zu machen. So spricht z. B. Jesus Christus als Geliebter zu seiner Braut, der Seele: „Ich warte auf dich im Baumgarten der Minne und breche dir die Blumen der süßen Einung und be-

reite dir da ein Bett aus dem blühenden Gras der heiligen Erkenntnis ...“ (II, 25) Auch kann Mechthild Gott durch assoziative Aneinanderreihung verschiedenster Bilder, die der belebten oder unbelebten Natur entnommen sind, facettenreich vorstellen; dabei wird der Leser auf den Weg gebracht, den von Mechthild eingeschlagenen Gang durch die Welt der – positiven Gefühle auslösenden – Naturerfahrung in der eigenen Vorstellung fortzusetzen:

Oh du schöne Rose in dem Dorn!

Oh du fliegende Biene in dem Honig!

Oh du reine Taube an deinem Sein!

Oh du schöne Sonne an deinem Schein!

Oh du voller Mond an deinem Stehen!

Ich mag mich nicht von dir kehren. (I, 18)

Die geistige Wahrnehmung der Schönheit der Liebe von Braut und himmlischem Bräutigam, die mit Hilfe einer Gartenlandschaft (vgl. I, 43) vor Augen geführt wird, oder die anhand von Bildern aus der Natur (vgl. I, 18) der Vorstellung vermittelte Schönheit Gottes soll bewirken, daß der Leser durch die in ergänzenden, einfallsreichen Bildern vorgenommene Darstellung der göttlichen Wirklichkeit neue Inhalte bekommt, mit denen er sich beschäftigen kann, ohne bei einem bestimmten Aspekt stehenzubleiben; denn die Metaphorik parallelisiert zwar die Naturerfahrung mit der Gotteserfahrung, indem sie sagt: Mit Gott ist es wie ... Zugleich aber behauptet sie – was vor allem an den Stellen deutlich wird, an denen Mechthild Bilder aus den verschiedensten Bereichen der Wirklichkeit aneinanderreicht –, daß die in Bildern gefaßten Aussagen über die göttliche Wirklichkeit zutreffen, nicht zutreffen und doch zutreffen sollen². Durch den Durchgang durch die vertraute Erfahrung erscheint diese in einem neuen Licht; denn indem die Worte noch etwas anderes als irdische Wirklichkeit bezeichnen, führen sie den Leser von der Alltagserfahrung weg und stiften einen neuen Sinnbezug. Außerdem muß der Leser lernen, daß man sich – was auch für die menschliche Beziehung gilt – kein Bild von Gott machen darf, ohne es zugleich wiederum zu verneinen durch Hinzufügung eines völlig anderen Bildes oder durch die Erkenntnis, daß die bildliche Aussage eben nur ein Bild ist.

Das Licht der Gottheit

Da die in diesem Buch mit vielen Bildern ausgesagte göttliche Wirklichkeit dem Leser eine Perspektive vermittelt, die das Dunkel seiner ir-

² Vgl. G. Kurz, *Metapher, Allegorie, Symbol*. Göttingen 1982, 22.

dischen Existenz zu erhellen vermag, ihn von der Fixierung auf die kreatürliche Welt befreit und auf Gott hin umorientiert, kann Mechthild es mit Recht als *Fließendes Licht der Gottheit* (I, Einl.) betiteln. Denn dadurch, daß Mechthild in ihrem Buch im Hinblick auf die göttliche Wirklichkeit, deren Sein und Handeln in Beziehung zum Menschen den Inhalt des Buches ausmacht, sowohl an die Alltagserfahrung anknüpft, als auch ihr widerspricht, wird die Welt des Menschen zum Gleichnis für Gottes Wirklichkeit. Dabei zeigt die Ähnlichkeit zu aller Erfahrung, daß Gott mit dieser Erfahrung etwas zu tun haben muß; die Nichtabschließbarkeit in der Beschreibung der göttlichen Wirklichkeit mit Hilfe der kreatürlichen Erfahrung macht andererseits evident, daß Gott sowohl konkreter als alles Konkrete als auch – in der Zusammenschau der verschiedenen, sich gegenseitig ablösenden Bilder – allgemeiner als alles Einzelne sein muß.

Damit der Inhalt wirklich beim Leser ankommt und verstanden wird, empfiehlt Mechthild gleich zu Beginn, daß man das Buch neunmal lesen solle; d. h. obwohl das, was sie von der Erfahrung des Göttlichen sagen kann, „nur soviel enthält, als eine Biene Honig an ihren Füßen aus einem vollen Stock tragen kann“ (III, 1), ist über das intensive Lesen eine geistige Teilnahme, ein verstehendes Sich-Hineinversetzen in die Beziehung zwischen Gott und Seele möglich, die Mechthild in ihrer bildreichen Sprache vor Augen führt. Durch diese Beschäftigung kann sich dann – wie Mechthild schreibt – beim Menschen folgendes einstellen: „Weil ich keinen irdischen Schatz habe, besitze ich kein irdisches Herz. Weil du, Herr, mein Schatz bist, so bist du auch mein Herz und allein mein Gut ...“ (IV, 7)

Es mag sein, daß sich der anhand der Metapher „Licht der Gottheit“ in den bisherigen Ausführungen aufgewiesene Eintritt in die Liebesbeziehung zu Gott in der beschriebenen Weise vollzieht. Ganz ohne Mitwirkung Gottes kommt diese Neuorientierung jedoch nicht zustande. Mechthild führt aus: Wenn ein Funke der göttlichen Minne zur Seele kommt, fängt diese an, Gott so zu lieben, wie ein Feuer zu brennen beginnt. Doch das Veto des menschlichen Verstandes und der menschlichen Sinne verhindern oft ein weiteres Ausbreiten dieser Energie und damit die Umwandlung des irdischen Menschen in einen himmlischen. In diesem Zusammenhang zitiert Mechthild aus ihrer eigenen Klostererfahrung einen Einwand, der die liebevolle Orientierung auf Gott hin behindert: „Nein, ich kann sehr nützlich sein in äußeren Dingen.“ Und sie fügt kommentierend mit nicht zu verkennender Ironie hinzu: „So sprechen nämlich Klosterleute, wenn sie am allerweisesten sind.“ (VI, 13) In Gegensatz zur Position der Klosterleute steht, was Mechthild als Ant-

wort Jesus entgegenen läßt: „*Meine* Menschheit tat die Arbeit... Was kann der Mensch denn aus sich selber tun? Nichts anderes als die Sünde!“ (VI, 13) So bleibe dem Menschen nichts anderes übrig, als der göttlichen Gabe in sich Zeit und Raum zu geben (vgl. ebd.). Damit ist Mechthild aber auf die Notwendigkeit eines gottentsprechenden Handelns auf seiten des Menschen gestoßen, der sich für Gott öffnen muß, wenn er ihn lieben will. Dies wird dadurch erreicht, daß er seine gewohnten Beziehungen verändert, seine Leibgebundenheit relativiert und den Einfluß der Welt eindämmt. Dabei kann so vorgegangen werden, wie Mechthild in einem Gedicht schreibt:

Der Mensch, der die Welt besiegt
 und seinem Leib allen unnützen Willen nimmt
 und den Teufel überwindet,
 das ist die Seele, die Gott liebt.
 Gibt ihr die Welt einen Stoß,
 leidet sie davon nur kleine Not.
 Versetzt ihr das Fleisch einen Rüffel,
 wird der Geist davon nicht krank.
 Wirft ihr der Teufel einen Blick,
 achtet dies die Seele aber nicht;
 sie liebt und sie liebt
 und sie kann anderes nicht beginnen. (I, 10)

Daraus ergeben sich nach Mechthilds Auffassung auch Konsequenzen für die Beziehung, die der geistliche Mensch zu seinen Verwandten hat. Wenn er seine Verwandten und liebsten Freunde ganz diesseits orientiert vor sich sieht, darf er nicht denken: „Das hättest du auch gut haben können!“ (VII, 27) Denn dann wird ihm von diesem Gedanken „sein Herz so finster und seine Stimme so unwillig für Gott und sein Gemüt für das heilige Gebet so träge und seine Seele so ganz abgezogen von Gott, daß er seinen weltlichen Verwandten dann innerlich ähnlicher wird als einem geistlichen Menschen. Will er ausschließlich mit Gott sein, dann muß es an ein Streiten gehn...“ (VII, 27)

Der Prozeß der Umorientierung des Menschen

Wie aber kann man verhindern, daß einen Gedanken beherrschen, die Gier und Lust am Diesseits beinhalten? Mechthild stellt dazu mehrere Bewältigungsformen vor:

Einmal fordert sie, daß man mit den „Waffen der Seele“ wie Seufzen, Weinen, Fasten und immerwährender Anbetung (IV, 2) der Einfluß-

nahme des Leibes entgegentritt. Eine andere Möglichkeit, daß man von den irdischen Dingen nicht zur Gier verleitet wird, besteht darin, zwischen der Seele und allen irdischen Dingen ständig zwei Hüter aufzustellen: zum einen die Unterscheidungsgabe, die das Genießen aller Dinge nach dem Willen Gottes auf das Lebensnotwendige beschränkt, so daß der Mensch „allen irdischen Dingen gegenüber ein so fremdes Herz“ hat, daß er „ganz leicht und seine Seele völlig frei und seine Sinne völlig unbekümmert werden, wenn er ein irdisches Ding verliert“ (VI, 4). Der zweite Hüter ist die Furcht, die verhindert, daß man unter völligem Absehen von allen Konsequenzen den irdischen Dingen „zulacht“ (ebd.). Ein weiteres Modell zur Umorientierung legt Mechthild mit Hilfe der Wüstenvorstellung ihren Lesern nahe: Der Mensch muß in sich die Wüste herstellen, damit Gott in sein Leben eintreten kann. Wesentlich für die Errichtung der inneren Wüste ist die völlige Umorientierung vom Sichtbaren zum Unsichtbaren, vom Denkbaren zum Undenkbaren hin. Beabsichtigt ist, daß der Mensch alle gewohnten Bindungen hinter sich läßt und schließlich ganz alleine dasteht, um Gott ausschließlich lieben zu können (vgl. I, 35). Wenn man diesen mit Wüste bildlich beschriebenen Zustand prozeßhaft lebt, kann man von einem Weg zur Vollkommenheit sprechen; dieser Weg nimmt einen bestimmten Verlauf:

Erstens, daß der Mensch sich selber fügt unter Gott
ohne alle Überlegenheit ...

im Verzicht auf alle Dinge ...

Das zweite hält den Menschen auf dem Weg,

daß ihm alle Dinge willkommen sind,

nur die Sünde ausgenommen.

Das dritte macht den Menschen vollkommen auf dem Weg,

daß er alle Dinge in gleicher Weise Gott zu Ehren tut ... (I, 27)

Dieses Interesse an Gott kann sich auch dadurch auf die Lebensgestaltung auswirken, daß der Mensch „stets tagsüber oder während der Nacht Gott eine freie Stunde“ widmet, in der er „ohne Hindernisse innig beten“ kann (VI, 1). Das Beten beginnt damit, daß man seine ganzen Sünden, seine eigene Schlechtigkeit und sein selbst verschuldetes Leid in bewußte Verbindung mit sich selbst bringt – Mechthild redet davon: sie wie ein Kleid anlegt – und in diesem Zustand sich selbst erkennt (vgl. ebd.). Wenn man dann schuldbewußt vor Jesus Christus hintritt „mit großem Verlangen, schuldbewußter Scham, mit fließender Liebe und in demütiger Furcht“ (ebd.), verliert die Seele ihre ganze Schuld und beginnt, Gott zu erkennen und zu lieben.

Eine andere Möglichkeit, die Abhängigkeit vom Diesseits und vom Eigenwillen aufzuheben, besteht darin, daß wir uns durch unser Verhalten wie ein Vogel auf Gott zubewegen. Mechthild führt aus:

Wenn der Vogel sich lange auf der Erde aufhält, verdirbt er seine Flügel, und die Federn werden schwer. Er reckt sich empor, wiegt seine Federn und strebt so lange zur Höhe hinauf, bis er die Luft ergreift und den Flug nimmt. Je länger er fliegt, um so seliger schwebt er, kaum daß er noch die Erde berührt, um sich zu laben. Denn so sehr haben ihm die Flügel der Minne die irdische Lust genommen. In derselben Weise sollen wir uns vorbereiten, um in die Höhe zu kommen. Wir sollen die Federn unseres Verlangens immer zu Gott aufschlagen. Wir sollen in Tugenden und guten Werken in der Minne aufsteigen. Wenn wir hiervon nicht ablassen, werden wir Gott gewahr. (VII, 61)

Doch entstammt diese Kraft, die dem Menschen hilft, über sich selbst in allen Dingen hinauszufiegen auf Gott zu, nicht allein menschlichem Vermögen. Der Mensch kann nach Mechthilds Auffassung aber auch nicht sagen: „Wollte Gott es mir geben, ich täte es gern.“ Denn „die Tugenden sind zur Hälfte Gaben von Gott und zur Hälfte unsere eigene Tüchtigkeit“ (VI, 30). Auch führt die Liebe zu Gott allein oder die Kontemplation nicht zur Befreiung von diesseitiger Verhaftung. Mechthild fragt: „Was nützen erhabene Worte ohne barmherzige Werke? Was nützt Liebe zu Gott und Wut gegen gute Menschen?“ (VI, 30) Nur wenn die Seele es Gott gleich*tut*, ist der Mensch in der Lage, Einblick in die ewige Gottheit zu gewinnen (vgl. VI, 31). Dies heißt aber auch, daß der Mensch nicht meinen darf, mit bestimmten Methoden der Anstrengung allein von sich aus zu Gott zu gelangen. Diese pharisäische Einstellung entlarvt Mechthild sofort als Aktion des Eigenwillens:

Darum betrügen sie sich selber, die mit ungeheurer menschlicher Anstrengung meinen, die Höhe zu ersteigen, und dabei doch in ihrem Herzen lieblos sind, weil sie die heilige Tugend der Demut nicht haben, die die Seele in Gott hineinführt. Vielmehr nistet sich bei ihnen gerne falsche Heiligkeit ein, da der eigene Wille die Führung des Herzens hat. (II, 1)

Dementsprechend muß der Mensch in seiner Beziehung zu Gott auch lernen, daß man Gott nicht als Eigentum besitzen kann. Vielmehr hat sich die Gottesliebe in Nähe und Distanz zu Gott zu vollziehen: „Wenn das Spiel am allerschönsten ist, muß man es lassen.“ (I, 2) Am ehesten vermag die Haltung der Demut den Konsequenzen zu entsprechen, die sich aus der Gottesliebe für den Menschen ergeben. Denn in der Demut wendet sich der Mensch völlig von allen Dingen ab, um allein „für Gott

viel Lob und Preis“ zu erringen (V,4). Die Demut bestimmt die Einstellung zum äußeren Verhalten, zu Kleidung, zu Sitten der Gesellschaft, sowie den rechten Gebrauch der Dinge, die Hochschätzung der anderen und Geringschätzung der eigenen Person gegenüber allem anderen (vgl. ebd.). Gerade deshalb will die Seele auch nichts für sich von der intensiven Erfahrung Gottes haben; sie lehnt jeden Besitz Gottes ab und ist bereit, im Verzicht auf jeden eigenen Nutzen und jede schöne Erfahrung Gott zu Ehren die erfüllende Erfahrung Gottes aufzugeben: „Mein lieber Herr, erhöhe mich nicht zu sehr! Es ist mir viel zu gut ... im ... niedrigsten Teil, dort will ich Dir zu Ehren immer mit Freuden bleiben.“ (IV,12) Die Seele, die, bildlich vorgestellt, sich bei Gott in der Höhe aufhielt, steigt infolgedessen ab, bis sie Gottes Vertraulichkeit völlig vergessen hat (vgl. ebd.); Unglaube überkommt sie und macht sie orientierungslos (vgl. ebd.), die Entfremdung von Gott bestimmt die Seele; Leiden suchen sie heim. Schließlich muß sie erkennen:

Eia, selige Gottesfremde,
 Wie liebeich bin ich mit dir gebunden!
 Du festigst meinen Willen in der Pein
 und läßt mir das schwere lange Warten in meinem
 armen Leibe lieb sein.
 Und wie immer ich mich näher zu dir geselle,
 Gott ist stets größer und wunderbarer auf mich gefallen.
 O Herr, in der Tiefe der reinen Demut kann
 ich dir nicht entsinken,
 o weh, doch im Hochmut kann ich dir leicht entgleiten.
 Aber je tiefer ich sinke
 desto süßer ich trinke. (IV,12)

Auch in der größten Entfernung von Gott ist Gott also nahe. Begründet ist dies in Gottes Liebe, die von menschlicher Liebe unterschieden ist: „Daß ich dich oftmals liebe, das hab ich von Natur, weil ich die Liebe selber bin ... Daß ich dich lange liebe, kommt von meiner Ewigkeit, weil ich ohne Ende bin.“ (I,24)

Wie kann der Mensch aber den Weg von den Werten der Gesellschaft zur Haltung der Demut gehen lernen? Wie löst er sich von seinem Eigenwillen und Geltungsstreben? Und wie kann es ihm gelingen, daß er im Alltag seinen Gottesbezug nicht verliert? Mechthilds Antwort lautet: Er muß lernen, ein Christus zu sein (vgl. VI,4). Die Meditation von Christi Schicksal — Mechthild spricht davon, daß man dieses Schicksal in sein Herz eingehen lassen soll (vgl. VII,27) — hilft ihm, dem Trug der Welt zu entgehen:

Willst du nun aufrichtig wiederkommen,
dann sieh an deinen Bräutigam,
den Herrn aller Welt,
wie herrlich er gekleidet stand,
im kostbaren blutroten Gewand!
Von schwarzer Farbe,
mit Geißeln zerschunden,
an eine Säule gebunden.
So empfing er dir zuliebe
viele brennende Wunden.
Dies laß in dein Herz eingehen,
dann kannst du dem Trug der Welt entgehen.
Wollen deine Gedanken sich tiefer versenken,
so sieh auf, wie er am Kreuze stand,
hoch aufgerichtet
vor den Augen der Welt,
mit Blut überronnen. (VII, 27)

Wenn man in dieser Weise sich mit dem Schicksal Christi beschäftigt, wird seine Wirklichkeit für den geistlichen Menschen Gegenwart, so daß er alles, was ihm begegnet, auf diesen Inhalt beziehen kann. Dementsprechend wird der eigene Lebensweg im Zusammenhang mit dem Weg Jesu verstanden, den man dauernd meditiert:

Du sollst gemartert werden mit mir,
verraten werden in Mißgunst ...
gefangengenommen im Haß,
gefesselt in Verleumdung ...
Dein Kreuz sollst du tragen
im Haß der Sünden,
gekreuzigt im Verzicht aller Dinge
nach deinem eigenen Willen,
an das Kreuz genagelt mit den heiligen Tugenden,
verwundet durch die Liebe ... (I, 29)

Auch die sieben Tageszeiten des Offiziums kann man auf die einzelnen Etappen der Kreuzigung Jesu beziehen (vgl. VII, 18). Weiterhin zeigt Mechthild die Möglichkeit auf, menschliches Verhalten in Verbindung mit göttlichem Handeln zu sehen:

So viel wir Barmherzigkeit lieben und Beharrlichkeit üben, so viel gleichen wir dem himmlischen Vater ... So viel wir hier Armut, Verachtung, Verstoßung und Pein leiden, soviel gleichen wir dem wahren Gottessohn. Soviel wir hier im Reichtum unseres Herzens

überfließen, ... soviel gleichen wir dem Heiligen Geist, der ein verschwenderischer Ausfluß des Vaters und des Sohnes ist. (VI,32)
 Die darin sichtbar werdende Grundeinstellung besteht darin, in allem Tun für Gott zu leben und „Gottes Willen in allen unseren Werken (zu) erkennen, so daß wir den Willen Gottes verherrlichen und ihn in schmerzlichen wie in trostvollen Gaben liebhaben und uns über alles freuen, was uns geschieht“ (VII,7). Damit wird deutlich, daß der Mensch nach Mechthild die Möglichkeit hat, sich in jedem seiner Vollzüge auf Gott hin zu bewegen und damit auf das zu antworten, was er ohne Unterlaß erfährt: Gottes unerschöpfliche Liebe, die infolge ihrer verschiedenartigen Mitteilung einmal als Regen, der die dürre Seele tränkt, dann infolge ihrer gewaltigen Wucht als Flut, dann wegen ihrer Gleichmäßigkeit als Fluß oder als Brunnen, der nie versiegt, usw. vorgestellt wird. Dies heißt: Obwohl der Mensch es schwer hat, als Partner in Beziehung zu Gott zu leben, lebt Gott seinerseits vorbehaltlos — trotz unserer Unfähigkeit — in unserer Nähe, auch wenn wir ihn oft nicht erfahren und erkennen. Auf die Frage, wie Jesus die bedrückende Situation des Konvents, in dem Mechthild lebt, empfindet, erhält Mechthild daher von Jesus auch folgende Antwort:

Ich bin in ihm gefangen ...
 Ich fastete mit ihm in der Wüste,
 ich wurde mit ihnen vom Feinde versucht ...
 Ich wurde durch Falschheit mit ihnen heimgesucht ...
 Ich wurde durch fressenden Neid mit ihnen gefangen ...
 Ich wurde in höchster Unschuld mit ihnen geohrfeigt ...
 Ich trug mein Kreuz mit ihnen —
 Wenn Sie bedrückt sind, sollen sie meiner gedenken.
 Ich ward mit ihm ans Kreuz geschlagen —
 darum mögen sie freudig leiden und nicht viel klagen ...
 Ich stand von den Toten auf —
 so mögen sie von den Sünden auferstehen,
 dann werden sie mit ihrer Seele in die himmlische
 Klarheit eingehen. (VII,53)

Der Mensch ganz unten

Mechthilds Weltbild ist von dem Gegensatz zwischen oben und unten geprägt. In der allerhöchsten Höhe wohnt Gott, während unten die Welt von Zuständen derart geprägt ist, daß Mechthild die Welt mit einem stinkenden Gewässer vergleicht, das den Menschen vergiftet und ihn da-

durch in seiner Existenz bedroht. Dort gibt es kein Entrinnen mehr, denn die Welt wirkt auf den Menschen wie ein Sumpf, der keinen Ausweg zuläßt. Zusätzlich noch verstärkt durch die Vorstellung, daß die Welt wie ein Kerker den Menschen an seine leiblichen Bedürfnisse ketten und durch den Appell an die Geruchsempfindung, daß die Sünden „stinken“, macht Mechthild die Welt für den Zuhörer und Leser zu einer negativen Utopie; vorhandene Bindungen und Beziehungen zu ihr sind im Interesse eines sinnvollen Lebens zu lösen; denn ohne Beziehung zu Gott ist nach Mechthilds Überzeugung ein Leben kalt, Gottes Liebe dagegen macht ein Leben warm. Darum bittet sie: „Laß mich niemals erkalten; wenn ich von deiner herzlichen Liebe in meinem Herzen, in meiner Seele und in meinen fünf Sinnen und in allen meinen Gliedern ohne Unterlaß empfinde, kann ich nicht erkalten.“ (VII,38) Was für fehlende Elternliebe gilt, trifft auf mangelnde Gottesliebe erst recht zu: Ohne Nähe Gottes stirbt der Mensch den Kältetod: „Will Gott zu lange von mir sein, so erfriere ich.“ (IV,19) Damit verleiht Mechthild ihrer Überzeugung Ausdruck, daß der Mensch seine ganze Lebensenergie letztlich von Gott bezieht. Ist der Mensch mit seiner Personmitte erst einmal durch die Sünde auf Distanz zu Gott gegangen, fehlt der Seele jegliche Orientierung und Energie, da weder Licht noch Wärme von Gott in sie eindringen kann; denn sie hat ihre Feinfühligkeit für Gott verloren, ist stumpf und ihr Herz ist kalt (vgl. V,33). Da der Mensch in dieser von Sünde, Versuchung und Unglauben gekennzeichneten Situation nicht mehr transparent und aufnahmefähig für Gott ist, verliert er auch den Bezug zu seinem Sinnziel. Die Folge davon ist, daß der Mensch sich — wie Mechthild mit dem Gegensatz von Licht und Finsternis aufweist — in völliger Finsternis befindet, die ihm eine Orientierung an seinem Sinnziel und Maßstab „Gott“ verbietet. Weil die Schuld zwischen Gott und Mensch wie der größte Berg steht, kann — so Mechthild — der Mensch Gott nicht mehr erfahren; denn dieser Berg hat eine lange Finsternis zwischen Gott und Mensch und ewige Entfernung von Gott bewirkt (vgl. IV,5). Wie soll sich aber der Mensch verhalten, der derart in Sünde verstrickt ist? Kann er in seiner Desorientierung überhaupt noch eine Beziehung zu Gott knüpfen? Als Antwort auf diese Fragen läßt sich Mechthilds Versuch verstehen, trotz aller persönlicher Unzulänglichkeit, wie sie immer wieder betont, ein Buch zu schreiben, das alleine Gott zum Inhalt hat. Aufgrund seines Inhaltes ist es in der Lage, das Dunkel der Sünde zu durchbrechen und dem Menschen eine seine Existenz erhellende und Orientierung ermöglichende Perspektive zu vermitteln. Da Gott es ist, der wie ein Strom auf den Menschen in Form des Buches zukommt, heißt es auch ein *Fließendes Licht der Gottheit*. Das Dunkel der

Existenz wird, wie Mechthild darstellt, grundsätzlich immer dadurch durchbrochen, daß Gott von sich aus — ob der horizontal auf seine irdische Existenz festgelegte Mensch will oder nicht — dem Menschen auf dessen Weg begegnet; dabei erweist sich Gott dadurch als unvergleichlicher Partner des Menschen, daß bereits die in Form eines Grußes von Mechthild ins Bild gebrachte Aufmerksamkeit Gottes dem Menschen gegenüber dessen Diesseitsorientierung radikal aufbricht. Vergleichbar mit der Wirkung einer Flut nimmt dabei Gott dem Leib seine ganze Macht (vgl. I, 2), so daß die Seele offen für das göttliche Licht ist. Auch kann der Heilige Geist oder Jesus die Orientierung bietende lichtvolle Wirklichkeit in der Seele darstellen und diese auf Gott hin verändern. Das in der Seele auf diese Weise zur Erscheinung gebrachte göttliche Licht wird für Mechthild an anderer Stelle dann zum feurigen Licht, wenn sie herausstellen will, daß es bei seiner Einwirkung auf die Seele nicht nur Helligkeit verbreitet, sondern zugleich auch die irdischen Verunreinigungen der Seele vernichtet, so daß die „Augen der Seele“ geklärt sind (vgl. II, 18).

Was kann aber der Mensch von sich aus tun, wenn er ganz unten, in Sünde verstrickt und vom Unglauben heimgesucht, sich in tiefster Gottesferne befindet und die Zuwendung Gottes nicht erfährt? Denkbar ist, daß der Mensch diese Situation freiwillig annimmt in dem Bewußtsein, daß auch die größtmögliche Tiefe, d.h. Entfernung von Gott, die Möglichkeit bietet, in völliger Selbstlosigkeit von jeder Form des Gott-besitzen-Wollens Abstand zu nehmen und in Demut sein „soli Deo gloria“ zu sprechen. Für Mechthild ist es sogar möglich, daß man nach langer Zeit der Erfahrung intensiver Gottesnähe aus freien Stücken Gott zu Ehren die Entfernung von Gott sucht; so läßt Mechthild die Seele sprechen: „Lieber Herr, erhöhe mich nicht so sehr ... Es ist für mich viel zu gut im niedrigsten Teil der Wirklichkeit; dort will ich immer sehr gerne Dir zu Ehren mich aufhalten.“ (IV, 12)